



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

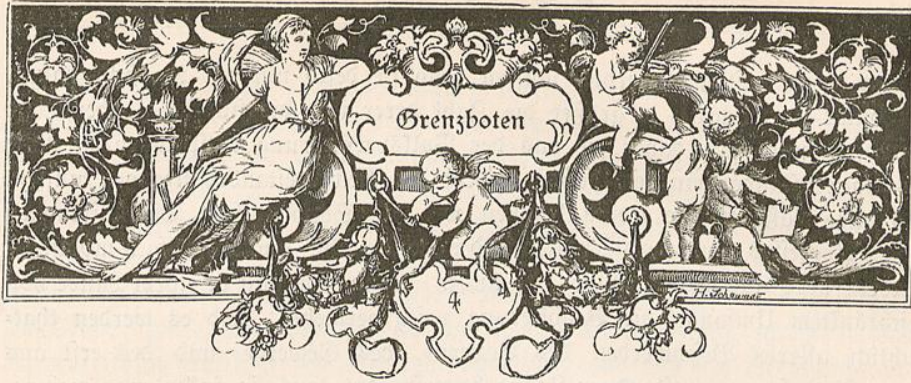
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein kleines Repetitorium

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein kleines Repetitorium



ie glücklich sind doch die Physiker! Rechnet da einer aus, daß violettes Licht entsteht, wenn der Äther 757 Billionen Schwingungen in der Sekunde macht, und obwohl der Äther ein Wesen ist, an dessen Dasein und dessen Schwingungen wir nur auf die Autorität der Physiker hin glauben, obwohl sich kein Mensch die Teilung einer Sekunde in 757 Billionen Teile vorstellen kann, obwohl keiner von uns weiß, wie jene ungeheuerliche Zahl gefunden worden ist, fällt es doch keinem Menschen ein, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln, und die übrigen Physiker legen sie ihren weitem Rechnungen zu Grunde, wie etwa die Zahlen für das spezifische Gewicht der chemischen Elemente, die jedermann mit der Wage nachprüfen kann. Wie anders ergeht es uns, die wir uns mit volkswirtschaftlichen Dingen herumplagen müssen! Exakte Wissenschaften können ja die volkswirtschaftlichen und sozialen niemals werden. Aber einer exakten Grundlage entbehren doch auch sie nicht, und erst wo sich die Erscheinungen, mit denen sie zu thun haben, verwickeln, gerät man ins Vermuten und ins unsichere Taften. Um so gewissenhafter, sollte man meinen, müßten alle, die sich damit beschäftigen, jene Grundthatsachen festhalten und bei jeder Untersuchung von ihnen ausgehen. Weit gefehlt! Nicht einmal erwähnen darf man sie, nicht einmal daran erinnern. 100 Morgen Land sind ein exaktes Ding. Vier Söhne sind exakte Gegenstände. Daß bei der Teilung von 100 Morgen unter vier Söhne auf jeden 25 Morgen kommen, ist eine Wahrheit, die jedes achtjährige Büblein findet. Daß der Besitzer von 25 Morgen ärmer ist als der von 100 Morgen, sich mehr plagen muß und weniger genießen kann, wird niemand leugnen. Daß, wenn der Acker nicht geteilt wird, sondern einem der Söhne ganz zufällt, entweder dieser sich in Überschuldung stürzen muß, um seinen drei Brüdern ihr Erbteil in Geld auszuzahlen, oder diese drei vermögenslos

in die Welt gestoßen werden müssen, wo sie desto weniger Aussicht haben, ihr Glück zu machen, je größer die Zahl derer ist, die sich in gleicher Lage befinden, und daß daher die aus der Volksvermehrung entspringenden Nöte des Bauernstandes eine entsprechende Noth des Gewerbestandes erzeugen müssen, das alles läßt sich so wenig leugnen wie das Sonnenlicht. Die Wirkungen dieses Prozesses können aufgehalten und abgeschwächt, können vielfach modifizirt werden, aber ausbleiben können sie nicht. Wenn sich nun in einem Lande von beschränktem Umfange die Bevölkerung rasch vermehrt, und es werden thatsächlich allerlei Beschwerden des Bauern-, des Gewerbe- und des erst aus jenem Prozeß neu entstandenen Lohnarbeiterstandes laut, so sollte man meinen, alle Untersuchungen über die Natur des Übels und alle Beratungen über die anzuwendenden Heilmittel müßten von jenen unzweifelhaften Grundthatsachen aller Volkswirtschaft ausgehen, auf die hin jeder Einsichtige die jetzt wirklich hervortretenden Übel (daß sie nicht in weit höherm Grade eingetreten sind, ist ein Beweis für die wunderbare Tüchtigkeit unsers Volkes) schon vor fünfzig Jahren voraussagen konnte. Weit gefehlt! Die Untersuchungen gehen, statt auf den Grund zurück, immer hinauf ins Blaue, und die Beratungen drehen sich ergebnislos im Kreise; und wenn wir auf die unerschütterliche Grundlage der Volkswirtschaft verweisen, dann thut man entweder, als hätte man nichts gehört, oder man schreit: das sind Sozialdemokraten, die dürft ihr weder hören, noch lesen! Daß die Sozialdemokraten jenen Grundthatsachen ihre Augen nicht weniger beharrlich verschließen als die Staatserhaltenden, kann diese natürlich in ihrer Taktik gegen uns nicht beirren.

Wir wissen die Gründe zu würdigen, aus denen die Scheu vor der Anerkennung der Grundthatsachen entspringt, aber da diese unerbittlich fortwirken, da sie sich über kurz oder lang einmal Anerkennung erzwingen werden, und da wir dem Unglück vorbeugen möchten, daß dies erst geschehe, wenn es schon zu spät ist, so werden wir fortfahren, von dieser Grundlage aus die Ereignisse zu beurteilen und die Ansichten und Maßregeln zu kritisiren.

Das letzte Heft der Grenzboten wirft die Frage auf: „Ist der Mittelstand im Schwinden begriffen?“ Aber das Übel besteht ja gar nicht darin, daß der Mittelstand schwände, sondern erstens darin, daß seine Zusammensetzung nicht mehr so gesund ist wie früher, und zweitens darin, daß sich unter ihm die Schicht der Armen immer weiter ausbreitet, daß der Volkszuwachs mehr und mehr nicht ihn, sondern die unterste Schicht vergrößert. Unge stellte von Großindustriellen, von Exporthäusern und von Modegeschäften, deren Existenz theils von den Launen der Mode, theils von dem auf- und abflutenden Weltmarkt und von so unberechenbaren Dingen abhängt, wie amerikanische Zolltarife sind, die bilden keine so feste Grundlage des Gesellschaftsbaues wie der Bauernstand. Von den Beamten aber sind nur die produktiven und die unentbehrlichen, wie die der großen Verkehrsanstalten

und die Lehrer, zu den gesunden und natürlichen Elementen des Mittelstandes zu rechnen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß Eisenbahn, Post und Telegraphie nur an sich, keineswegs in dem ganzen Umfange ihrer heutigen Benutzung produktiv sind; denn ein großer Teil der Güter wird unnützerweise, zum Schaden von Produzenten und Konsumenten, spazieren gefahren (so z. B. kauft die Strafanstalt zu X dem benachbarten Bauer die Kartoffeln, die er anbietet, nicht ab, sondern dieser muß sie zwölf Meilen weit zum jüdischen Händler in die Stadt schicken, und von diesem, der sie nach X zurückschickt, nimmt sie dann die Anstalt im Auftrage des Oberstaatsanwalts); und daß sich die Postbeamten überarbeiten müssen, um zahllose Stammtischtelegramme, alberne Neujahrskarten u. dergl. zu befördern, ist kein gesunder Zustand. Dagegen sind die Verwaltungs-, Gerichts- und Polizeibeamten zwar unter den obwaltenden Umständen, aber nicht an sich notwendig und nur in sehr uneigentlichem Sinne produktiv zu nennen; denn Selbstverwaltung ist an sich besser als Verwaltung durch bezahlte Beamte, und eine Gemeinde, wo gar nicht gestohlen wird — es giebt solche in entlegnen Winkeln auch heute noch —, ist gesünder als eine, in der eine Schar von Gerichts- und Polizeibeamten damit beschäftigt ist, nicht etwa Diebstähle zu verhindern, sondern die Diebe zu verfolgen und abzurteilen.

Für die Entwicklung des Gewerbes wird im vorigen Hefte als Muster — Kassel gewählt. Die dortigen Verhältnisse, heißt es, könnten für alle mittlern deutschen Städte, die nicht gerade Fabrikstädte seien, als typisch gelten. Ja, wenn es nur nicht gerade die Großstädte, die Fabrikstädte, die Fabrik- und Grubenbezirke wären, die für die moderne Entwicklung typisch sind! Säge es überall so aus wie in Kassel, Wiesbaden oder Bonn, so hätten wir eben keine soziale Frage. Die Gewerbestatistik jener Stadt bildet eine ganz hübsche Illustration unserer eignen zahlreichen Ausführungen. Wir haben u. a. dargelegt, daß die Vorstellung, als ob im Gewerbe oder sonstwo die Lebensformen wie Guckkastenbilder aufeinanderfolgten, sodas jede frühere durch die spätere verdrängt würde, irrig sei; daß vielmehr die ältern neben den jüngern auf dem Welttheater blieben, und eben in der so sich entfaltenden Fülle der Kulturfortschritt bestehe. Wir haben die Gewerbe durchgemustert und gezeigt, welche Handwerke von der Maschine, oder vom Großkapital, oder von beiden bedroht seien, und welche nicht; welche verschwinden müßten, welche eingeschränkt würden, welche unter allen Umständen am Leben blieben, welche neu hinzukämen, in welchen Gewerken die Großindustrie notwendig, in welchen möglich aber überflüssig, in welchen unanwendbar sei. Wir haben gezeigt, daß „die Not des Handwerks“ eine ebenso verderbliche Redensart sei wie die „Not der Landwirtschaft“, weil sie in ihrer Unbestimmtheit eine wüste, plan- und zwecklose Agitation hervorrufe, wobei die Hauptsache unterbleibe, nämlich die Unterscheidung der Gewerbe in bedrohte und nichtbedrohte, die Untersuchung der in den verschiedenen Fällen sehr verschiedenen Ursachen der Bedrohung und

daher auch sehr verschiedenen Heilmittel, die anzuwenden wären, und die Bezeichnung der Gewerbegegnossen, die am schwersten leiden.*) Diese sind teils kleine verkümmerte Meister, die selbständig bleiben, teils solche Meister, die als Hausindustrielle in Abhängigkeit geraten von Fabriken und großen Verlagsgeschäften, teils Lehrlinge, die in grausamer Weise ausgenutzt werden, teils Gesellen, die keine Aussicht auf Selbständigkeit haben, und die, wenn sie älter werden, auf der Walze dem Asyl für Obdachlose oder dem Zuchthause zurollen. Die Zahl dieser Unglücklichen, haben wir oft gesagt, müsse sehr groß sein, weil die meisten Handwerker mehr Lehrlinge als Gesellen hielten, manche doppelt, drei-, vier-, fünfmal so viel. Fleißige, tüchtige Meister in lebensfähigen Gewerben, die über ein angemessenes Kapital verfügen, stehen sich heute sehr gut, wenn sie nicht etwa Opfer des Bauschwindels oder ähnlicher Polyphen werden; um uns herum sehen wir welche, die sich Häuser kaufen und sich als Rentner zur Ruhe setzen. Nicht sie sind zu bedauern, sondern die vielen, für die, obwohl sie tüchtige Handwerker sind, die Zahl der lebensfähigen Werkstätten nicht zureicht, oder die zur Erwerbung einer solchen nicht die Mittel haben, endlich die vielen, die gern Handwerker werden möchten, aber nicht einmal als Lehrlinge Platz finden, sondern von vornherein auf Tagelöhnerarbeit oder auf gesundheitschädliche Arbeit in Fabriken, die keine besondere Ausbildung fordern, angewiesen sind.

*) Die Rat- und Hilfslosigkeit, in die die Parteien wie die Regierungsvertreter durch die Gewohnheit, mit allgemeinen Redensarten zu hantieren, geraten sind, ist wieder einmal in der Reichstagsdebatte über die Handwerkerkammern am 15. Januar aufs klüglichsie offenbar geworden. „Das Handwerk“ und immer wieder „das Handwerk,“ als ob sich über das Handwerk etwas andres aussagen ließe, als daß es unter den heutigen Verhältnissen ein undefinirbarer Begriff ist! Der Sozialdemokrat Bock verwies auf elliche Paar Schuhe, die auf dem Tische des Hauses standen, und bewies daran, daß der kleine Schuhmacher mit der Schuhfabrik nicht konkurrieren könne, und darauf erwiderte der Staatssekretär von Bötticher: „Wenn es um das Handwerk so steht, dann ist es Zeit, so schnell als möglich Abhilfe zu schaffen.“ Abhilfe schaffen? Das könnte doch nicht durch Handwerkerkammern, sondern nur durch ein Verbot der Maschinen und des Großbetriebs geschehen. Die richtige Antwort lautet: nein, es steht nicht so um „das Handwerk.“ Abgesehen davon, daß es noch Leute giebt, die ihre Schuhe grundsätzlich nicht im Laden kaufen, beweisen diese Maschinenschuhe gar nichts für den sozialdemokratischen Satz, daß die Zeit des Kleinbetriebs vorüber sei. Was gehen denn diese Maschinenschuhe den Goldarbeiter und den Uhrmacher an, die neben ihrem Laden das Reparieren und Montieren betreiben, den Klempner und den Schlosser, die außerdem Bauarbeit übernehmen, den Tapezierer, den keine Maschine im Tapetenankleben stört? Sieht nicht jeder, der Augen im Kopfe hat, daß die Tischlerei in allen Abstufungen vom allerkleinsten Betriebe bis zur großen Möbelfabrik möglich ist? Welcher Narr von Bauer schießt seine Pferde und Wagenräder in die Großstadt zum Beschlagen, anstatt zum Nachbar Schmied? Wer schießt sein Gesicht zum Rasiren, seine Glieder zum Kneten, seine Schornsteine zum Fegen, seine Zähne zum Plombiren in die Fabrik? Wer bezieht seine frischen Frühstücksfemmeln und seine warmen Pastetchen aus der Ferne? Es giebt mehr als ein Duzend Klassen von Handwerkern und handwerkähnlichen Gewerben, von denen jede ihre eignen Lebensbedigungen hat.

Die Lage des Bauernstandes haben wir so oft und so ausführlich dargelegt, daß wir Anstand nehmen müssen, auch nur Kapitelüberschriften zu wiederholen. Den Bauern, die unter dem eingangs erwähnten Prozesse nicht gelitten haben, deren Güter hinlänglich groß und nur mäßig oder gar nicht verschuldet sind, geht es auch heute noch gut; sollten die Agrarier Recht haben mit ihrer Behauptung, daß es auch diesen schlecht gehe, dann umso schlimmer für allen Optimismus, dann wäre das deutsche Volk heute schon verloren. Schlecht geht es den Bauern, deren Gut zu klein oder überschuldet ist, und den Sprößlingen ehemaliger Bauern, die als Lohnarbeiter, sei es in der Landwirtschaft, sei es in der Industrie, ihr Leben fristen müssen. Die große Zahl der Überschüssigen, die alljährlich von der Landwirtschaft und von der Industrie abgestoßen werden, macht eine Menge überflüssiger und zum Teil schädlicher Industrien möglich, z. B. die Buntpapierfabrikation, in der Reklamebilder hergestellt werden, vermehrt die Zahl der Aneipen, treibt den Gewerben der Schwindler, Kuppler, „Künstler,“ unnützen Hausirer u. s. w. zahllose Anwärter zu. Das allgemeine Ergebnis dieser Entwicklung besteht darin, daß sich die Zahl der Besitzlosen, der Abhängigen, der Mittelpersonen stärker vermehrt als die der Besitzenden, der Unabhängigen, der Produktiven, und wir wiederholen hier, daß die notwendigen Vermittler, z. B. die Kolonialwarenhändler und die Verkehrsbeamten, die die Kolonialwaren befördern, zu den produktiven, dagegen die überflüssigen, z. B. der obengenannte Lieferant für die Gefängnisanstalten einer preussischen Provinz und die Bahnbeamten, die diese Lieferungen hin und her spazieren fahren müssen, zu den unproduktiven gehören. Carey, die große Autorität unsrer Schutzzöllner, hat diesen Verhältnissen seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In seinem Buche *The Harmony of Interests* variirt er den Satz: Ein Volk ist desto glücklicher, je kleiner die Zahl der besitzlosen Lohnarbeiter im Verhältnis zu den Bauern und Handwerkern, und die Zahl der Mittelpersonen im Verhältnis zu den eigentlichen Produzenten ist, je näher der Ambos beim Bergwerk, der Schmied beim Bauer, der Webstuhl beim Flach- oder Baumwollensfeld, der Getreidemarkt beim Acker steht oder liegt; und es ist desto elender, je mehr das umgekehrte Verhältnis vorherrscht.

Was dann die preussische Einkommensteuerstatistik anlangt, so haben wir früher schon hervorgehoben und müssen wir im Anschluß an das soeben gesagte wiederholen, daß die Zahl an sich, wenn sie nicht sehr groß oder sehr klein ist, über die Lage des Steuerpflichtigen gar keine Auskunft giebt. Eine Bauernfamilie, deren Einkommen auf 2000 Mark geschätzt wird, lebt, wenn die Frau tüchtig ist, sehr behaglich und erfreut sich, wenn der Mann tüchtig ist, der größten Existenzsicherheit. Ein Kellnerbursche, der ebensoviel Geld einnimmt (bei gleichem Einkommen sogar mehr, da das Einkommen der bäuerlichen Familie zum Teil in Naturalien besteht), vertrödelt das meistens, auch wenn er nicht besonders liebedlich ist, weil er den ganzen Tag herumgeht

wird, ohne zur Besinnung zu kommen, beim flüchtigen Zahlen seiner Ausgaben für schwarze Kleider, weiße Wäsche u. s. w. meist überteuert wird, und wenn er einmal einen freien Tag oder eine freie Nacht hat, durch eine kostspielige Vergnügungsheke in wenigen Stunden einzubringen sucht, was ihm sein gewöhnliches Dasein an Gemütlichkeit und Behaglichkeit versagt. Ist er sehr klug und besonnen und hat er viel Selbstbeherrschung, so spart er vielleicht soviel, daß er sich später eine Existenz gründen kann; in den meisten Fällen, besonders wenn er oft wechseln muß, wird er den größten Teil seiner Einnahme ohne Vorteil und Genuß vertrödeln. Aber die Zahlen selbst sind doch auch wahrlich schon genug dazu angethan, sehr ernst zu stimmen. Sieben Zehntel, 21 Millionen Menschen, müssen sich mit einem Einkommen von weniger als 900 Mark begnügen. Nehmen wir als Durchschnittseinkommen 600 Mark an. Wir denken nicht daran, die Leute zu beklagen, die mit solchem Einkommen auf eigener Scholle sitzen; unser Volk ist nicht so weichlich sentimental, daß es sich bei harter Arbeit und grober Kost unglücklich fühlen sollte, wenn es sich nur satt essen kann, wenn man ihm sein volkstümliches Vergnügen nicht wehrt, und wenn es von der Obrigkeit nicht mit unverständigen Zumutungen, Forderungen und Verboten geplagt wird. Aber 600 Mark Familieneinkommen, die man heute hat und morgen nicht hat, wovon man 150 Mark auf ein Hundeloch von Wohnung zahlen muß, die zu erlangen man sich ein halbes Jahr lang unter Kämpfen mit der Polizei abheßen muß — was das für ein Leben ist, das mag sich der Leser einmal zuerst mit Beihilfe der marktkundigen Hausfrau ausrechnen und dann ausmalen! Daß das anständige, behagliche und sorgenfreie Daheim für den Gebildeten erst bei einem Familieneinkommen von 6000 Mark anfängt, darin sind wir wohl alle einig. Die Zahl derer, die mehr als 6000 Mark versteuern, beträgt aber wenig über 100 000, mit Familiengliedern also wird diese Bevölkerungsschicht bei weitem noch nicht 500 000 Seelen zählen, nehmen wir aber 500 000 an. Wenn nun einer von diesen 500 000, von diesem Sechzigstel des preußischen Volkes, verwundert fragt: was hat sich denn eigentlich gegen früher geändert, daß man von einer sozialen Frage spricht, was werden da wohl die sieben Zehntel, die 21 Millionen, antworten? Kann man ihnen auf ihre Antwort die gefüllten Kneipen und Biergärten und die Vereinsfeste entgegenhalten? Hätten wir die Zeit dazu übrig, so würden wir uns anheischig machen, die Klagen über die Vergnügungssucht des Volkes in ununterbrochener Reihe bis in das vierte christliche Jahrhundert zurückzuführen. Damit ist es also wirklich „immer so gewesen.“ Man kann beklagen, daß ein Teil des sauer verdienten und unzureichenden Einkommens in unzweckmäßiger Weise vergeudet wird, aber man kann aus einer Erscheinung, die, nur die Formen wechselnd, durch alle Zeiten beharrt, nicht den Schluß ziehen, daß es dem Volke heute besser oder weniger schlecht gehe als früher. Oder können wir ihnen ihre 3282 Millionen Spar-

kassenkapital entgegenhalten? Wenn es nur ihre wären! Aber beim heutigen Zinsfuß liegt auch viel Geld höherer Schichten in den Sparkassen. Nehmen wir jedoch an, ihnen gehörten 3 Milliarden, so kämen auf den Kopf jener 21 Millionen 156 Mark und auf die Familie, die mit durchschnittlich fünf Köpfen noch zu hoch angenommen wird, 768 Mark oder 256 Thaler. Im Mittelalter und stellenweise noch im Beginn unsers Jahrhunderts bildete der hörige Bauer die unterste Schicht der Bevölkerung. Der hörige Bauer hatte seine eigne Scholle, von der ihn der Gutsherr nicht vertreiben durfte, auf der er ihn sogar ernähren mußte, wenn des Bauern eigne Ernte nicht hinreichte. Sind 256 Thaler, die bei einer längern Krankheit des Mannes oder der Frau, in einem arbeitslosen Jahre, bei zwei oder drei Umzügen wie Schnee an der Sonne schmelzen, sind die ein Äquivalent für die Existenzsicherheit, deren sich ehemals der Angehörige der untersten Volksschicht erfreute?

Da haben wir, was gegen früher anders geworden ist: die vogelfreie Schicht, die ehemals bloß in vereinzeltten Anfängen vorhanden war, umfaßt heute etwa ein Drittel der deutschen Bevölkerung. Das nächst höhere Drittel schwebt in beständiger Gefahr und Angst, auf die unterste Stufe hinabzusinken. Vom obersten Drittel befinden sich noch sieben Achtel (die 2160461 Steuerzahler von 900 bis 3000 Mark Einkommen) in Gefahr, wenn auch nicht in unmittelbar drohender, und von den übrigen lebt wiederum der größte Teil (die 208568 Zensiten mit 3000 bis 6000 Mark) in wohlbegründeter Sorge, wenn nicht um sich selbst, so doch um die Kinder, weil nur eine sehr kostspielige Vorbildung für einen höhern Beruf oder ein bedeutendes Vermögen vor sehr schlimmen Möglichkeiten zu sichern vermag. Noch bis in die fünfziger Jahre hinein konnte ein Gutsherr die überzähligen Söhne mit wenigen hundert Thalern in Galizien, in Rußisch-Polen, in Nordamerika versorgen. Die ersten beiden Auswege sind heute versperrt, in den Vereinigten Staaten aber ist das Land teuer und die Landwirtschaft des kleinern Bauern unrentabel geworden. Karl Bücher hat in einer seiner feinen Studien (Die Entstehung der Volkswirtschaft. Sechs Vorträge. Tübingen, H. Laupp, 1893) gezeigt, wie gesund die gesellschaftliche Gliederung im fünfzehnten Jahrhundert war und wie ungesund die heutige ist, indem er das Frankfurt am Main vom Jahre 1440 mit dem von heute vergleicht. Das Ergebnis lautet: die Zahl der produktiven Menschen war im Verhältnis zu den unproduktiven (namentlich den besoldeten Beamten), die der auf eigner Scholle sitzenden zu den nichtangesehnenen, die der mittelmäßig Wohlhabenden zu den Armen und den sehr Reichen größer, der Vermögensabstand zwischen den Reichsten und den Ärmsten geringer als heute, und ein besitzloses Lohnarbeiterproletariat so gut wie gar nicht vorhanden.

Beranschaulichen wir uns den Gegensatz zwischen Einst und Jetzt noch an

zwei Fällen aus dem Leben. Der Daheimkalender erzählte einmal ein Geschichtchen, das, wenn es nicht wahr sein sollte, doch wahr sein könnte, aus dem Anfang unsers Jahrhunderts. Ein süddeutscher Pastor habe eine Anzahl Jungen, aber ein sehr dürftiges Einkommen gehabt. Da habe er denn einem jeden nach der Konfirmation einen Thaler und seinen Segen gegeben und ihn in die Welt geschickt. Einmal sei in der Nähe von Hamburg ein Handwerksbursch, da er sich in einer schönen Sommernacht in den Straßengraben schlafen legen wollte, auf einen Kameraden gefallen. Sie hätten sich gegenseitig vorgestellt und die angenehme Entdeckung gemacht, daß sie Brüder seien, die sich nun zum erstenmale im Leben zu sehen bekamen, Söhne eben jenes Pastors. Wir werden diesen ehrwürdigen Herrn nicht gerade als das Muster eines evangelischen Geistlichen und christlichen Familienvaters preisen, dürfen ihn aber auch nicht als gewissenlos verurteilen. Denn damals fand ein Junge überall Arbeit, und fand er sie nicht gleich, mußte er eine Zeit lang suchen, so warf ihn das nicht aus der Gesellschaft hinaus und hinderte nicht sein späteres Fortkommen. Nun ein Bild aus der Gegenwart. Eine mittellose aber sehr anständige und nicht ungebildete Familie läßt den einzigen Sohn Schlosser lernen in einer Werkstatt von Ruf. Das Lehrgeld und die Kosten der Freisprechung, wobei die Innungsmeister traktirt werden müssen, sind nicht unbeträchtlich, der Knabe bekommt vom Lehrherrn das beste Zeugnis, und Arbeiten seiner Hände, die seine Geschicklichkeit und Tüchtigkeit bekunden, haben wir in unserm Arbeitszimmer stehen. Nach langem Suchen bekommt der fertige Geselle Arbeit in einer kleinen Werkstatt gegen freie Station und wöchentlich 1,50 Mark. Er schämt sich, da er sich fühlt, dieser geringen Löhnung, und nach vielem vergeblichen Insistiren geht er in die Provinzialhauptstadt, wo ein Verwandter von ihm, der bei der Eisenbahn angestellt ist, in allen Werkstätten herumläuft, um ihm Arbeit zu verschaffen — vergebens, überall werden Arbeiter entlassen statt angenommen. Er geht nach Hause und arbeitet bei einem Schlosser des Städtchens, wo er wöchentlich 4 Mark und sonst nichts bekommt; bei den Eltern schläft und ißt er. Dann erlangt er auswärts eine Stelle, wo er freie Station (Hundefraß) und wöchentlich 3 Mark bekommt, dabei in der rohesten Weise mißhandelt wird und insolge dessen schon einmal zu einer Kur nach Hause mußte; er ist trotzdem wieder hingegangen. Aber jedes Menschen Tragkraft hat ihre Grenzen, und so wird er es wohl nicht gar zu lange aushalten. Der hat dann im Notfalle immer noch seine Eltern, bei denen er eine Zuflucht finden kann. Tausende haben keine oder keine solche Eltern und müssen auf die Walze, wo sie sozialer Unrat werden. Von solchen reinlichen Plätzen, wie Kassel einer ist, wird der Unrat weg und allmählich in den Großstädten zusammengefeht. Aber die Molekeln dieses Unrats bleiben denkende und fühlende Menschen, und was sie denken, fühlen und, wo sie zu Tausenden bei einander hocken, sprechen, und was die denken, die

mit ihnen in Berührung kommen, das braucht ja wohl nicht ausdrücklich gesagt zu werden.

Merkwürdigerweise erkennt aber der Verfasser des besprochenen Mittelstandsartikels, im Widerspruch mit seiner optimistischen Tendenz, die Ungesundheit unsers sozialen Zustandes an und nennt auch die wahre Ursache, die Grundthatsache, von der alle unsre Betrachtungen ausgehen. Aber er erwähnt das nur nebenbei, ohne Folgerungen daraus zu ziehen, und in welcher Form! Zwar die Arbeitslosen nennt er nicht, aber die Arbeiter, die es zu keinem menschenwürdigen Dasein bringen; dieser Zustand sei aber bei dem Mißverhältnis der Volkszunahme zur Bodenfläche nicht abzuwenden. „Wenn sich das deutsche Volk den Luxus erlaubt, so viele Kinder zu erzeugen“ u. s. w. Gilt denn nicht die Ehe gerade im lutherischen Christentum als Pflicht, und wird nicht das „Seid fruchtbar und mehret euch“ zum Wesen der Ehe gerechnet? Wird nicht den Deutschen seit beinahe vierhundert Jahren gepredigt, Kinder seien der größte Segen? Ist diese Auffassung des Christentums und der Ehe nicht mit der preußischen Staatsräson aufs innigste verschmolzen, und prämiirt nicht der König den siebenten Jungen? Als der edle Präsident von Kirchmann die Arbeiter einmal auf die Schattenseiten dieser Auffassung und auf die entgegengesetzten Pflichten hingewiesen hatte, wurde er Knall und Fall abgesetzt und hat sich auf seine alten Tage sein Brot mit philosophischer Schriftstellerei verdienen müssen, die bekanntlich ein für den Brotverdienst ausnehmend geeignetes Gewerbe ist.

Zu den Feinden des „Kapitals“ gehören wir selbstverständlich nicht. Die Leute, die in allgemeinen und ungenauen Redensarten gegen das Kapital eifern, worunter sie gewöhnlich nur das mobile Kapital verstehen, verdienen nach unsrer Meinung überhaupt nicht, ernst genommen zu werden. Wir haben uns auch bei diesem Gegenstande, so oft wir ihn behandelt haben, und es ist sehr oft geschehen, der unzweideutigsten Genauigkeit befließigt. Zunächst haben wir Kapital und Vermögen unterschieden. Nicht jeder Vermögensbestandteil wird als Kapital, d. h. zur Produktion, benutzt; zu den Vermögensstücken, denen der Kapitalcharakter abgeht, gehören u. a. Wohnung, Kleidung, Hausgerät, Parke, Kunstsammlungen, Bibliotheken. Daß wir keine Gegner des Privatvermögens, oder was dasselbe ist, des Privateigentums sind, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen; über die Art, wie wir das Eigentum von der Gesetzgebung behandelt wissen wollen, haben wir uns vor kurzem ausgesprochen.

Unter Kapital versteht man, von unwichtigern Meinungsverschiedenheiten abgesehen, dreierlei. Erstens die Gesamtheit der Produktionsmittel. Das Kapital in diesem Sinne wünschen wir selbstverständlich zu vermehren, und es giebt in ganz Deutschland keinen zurechnungsfähigen Menschen, der das nicht wünschte. Nicht: fort mit dem Kapital, sondern: her mit dem Kapital ist die sozialdemokratische Losung, sagte Frohme am 12. Januar im Reichstage.

Natürlich ist nicht jede Kapitalvermehrung ohne Unterschied heilsam, sondern nur die zweckmäßige. Wenn Deutschland, Österreich und Frankreich die Welt dermaßen mit Zucker überschwemmen, daß der Traum Fouriers, den Ozean in Limonade zu verwandeln, beinahe erfüllt werden könnte (Italien würde mit Vergnügen die Citronen dazu liefern und Griechenland noch seine unverkäuflichen Korinthen hineinschütten) und wenn man trotzdem fortfährt, neue Zuckerrfabriken zu bauen, so ist das eine unnütze und sogar schädliche Kapitalvermehrung; trotz aller Ausfuhrprämien kommt schließlich der Krach, und dann „beißen den letzten die Hunde“; die Maschinen der überflüssigen Fabriken werden dann als altes Eisen verkauft.

Zweitens versteht man unter dem Worte das Geld- oder Leihkapital, oder die Geldform des Kapitals, oder die Anweisungen auf Güter in Form von Geld und Wertpapieren. Auch gegen diese Erscheinungsform des Kapitals haben wir nichts einzuwenden. Wir erkennen die großen Vorteile der Beweglichkeit an, die sie dem Güterumlauf und der Produktion verleiht. Aber wir weisen von Zeit zu Zeit auf die Gefahren hin, die sie mit sich bringt, und denen vorzubeugen Pflicht ist. Wenn der Teil der Bürger, der keinen Grundbesitz mehr hat, noch einen Anteil am väterlichen Boden behauptet durch Hypotheken (in denen auch die Sparkassenguthaben angelegt sind), Rentenbriefe und vom Staate verbürgte Besoldungen (Pfründen), so ist das ein Glück; wird jedoch dieser Anteil so groß, daß die Schulden und Steuern den Grundbesitzer erdrücken, so ist es ein Unglück. Daß man mit Geld Acker kaufen kann, ist in den meisten Fällen ein Glück; daß aber der reiche Großgrundbesitzer die Bauern durch Ankäufe rings um die Gemeindeflur einschnüren, durch Zwangsablösung ihrer Forstgerechtfame ihre Existenz noch weiter untergraben, zuletzt sie auskaufen und in Proletarier verwandeln darf, das ist ein Unglück. Daß der Handwerker, der kleine Kaufmann von seinen Ersparnissen Wertpapiere kaufen kann, deren Zinsen ihm, wenn er sich zur Ruhe gesetzt hat, den Lebensunterhalt gewähren, ist ein Glück. Wenn aber der Großindustrielle, anstatt seine Arbeiter besser zu bezahlen, lieber gewaltige Überschüsse macht und mit diesen in exotischen Papieren spekulirt, an denen er Kapital und Zins verliert, so ist das nicht bloß für ihn, sondern auch für sein Volk ein Unglück.

Drittens versteht man unter Kapital den Privatbesitz an Kapital. Daß wir auch dagegen nichts einzuwenden haben, bedarf keiner besondern Versicherung, da ja Kapitalien Vermögensstücke sind. Nur wünschen wir, daß die Vermögensunterschiede nicht übermäßig groß werden, und daß nicht dort Riesenvermögen gebildet werden, wo es nur durch Erzeugung von Massenelend möglich ist. Daß man aber das Kapital in diesem Sinne immer noch für ein unentbehrliches Produktionsmittel ansieht, ist nach allem, was die tüchtigsten Volkswirte schon darüber geschrieben haben, unbegreiflich. Der Kapitalist, so-

fern er nicht zugleich Produktionsleiter ist, „schafft“ gar nichts, er spielt nur die Rolle eines Vermittlers. Die Häuser sind früher, als jeder Bürgermann von den Maurern und Zimmerleuten sein eignes bauen ließ, besser gebaut worden als heute, wo die Bewohner, die Bauhandwerker und die Arbeiter zusammenschließen müssen, um den kapitalistischen Bauunternehmer zu bereichern. Eine Eisenbahn wird gleich gut, mögen zehn Millionäre oder eine Million kleiner Leute die Aktien gekauft haben. Nicht um das deutsche Volk mit Bier zu versorgen, sind Riesenbrauereien nötig, denn das ist schon zu der Zeit geschehen, wo noch jede Hausfrau das Bier im Topfe kochte, sondern um die kleinen Brauer zu vernichten, einige tausend selbständige Leute in proletarische Arbeiter zu verwandeln, den Aktionären zehn Prozent Dividende und dem Direktor außer hohem Gehalt noch hunderttausend Mark Lantieme zu verschaffen. Wird gefragt, womit man die Eisenbahnen wohl hätte schaffen wollen, wenn das deutsche Volk, statt Geld zu sparen, stets alles aufgezehrt hätte? so fragen wir dagegen: werden denn die Eisenbahnen aus Brot und Bier gebaut, oder pflegen die Deutschen Schienen zu essen? Klagen nicht die Produzenten der Lebensmittel, daß zu wenig verzehrt werde, und beruht nicht das Heil der Landwirtschaft auf starkem Verzehr? Das Geldkapital hat keine andre Funktion, als die Arbeiter, die Lebensmittel, die sie verzehren, die Werkzeuge, die sie gebrauchen, die eisernen und hölzernen Materialien zusammenzubringen. Manchmal erweist es sich hierzu geschickt, manchmal auch ungeschickt. Es hat Zeiten gegeben, wo es gar nicht vorhanden war, und wo dennoch großartige Werke vollendet wurden: der Wille des Herrn eines großen Gutes oder eines ganzen Staates brachte damals die Arbeiter, die Lebensmittel und die Materialien zum Bau zusammen. Es können Zeiten kommen, wo das Unternehmerkapital nicht mehr nötig sein wird, weil der gemeinsame Wille von Genossenschaften die Funktion übernimmt, die ehemals der Wille eines Despoten ausgeübt hat, und die heute die Macht des Geldes verfißt. Wir denken nicht daran, diese Zeit herbeizuwünschen oder an ihrer Herbeiführung zu arbeiten. Wir wissen die Vorteile der Kapitalwirtschaft zu schätzen, und was wir unter dem Namen Kapitalismus bekämpfen, das sind nur ihre Auswüchse. Aber darum teilen wir nicht die abergläubische Verehrung vor den Großkapitalisten, die heute in allen maßgebenden Kreisen herrscht. Der Satz: „Alle Fortschritt der menschlichen Gesellschaft wird nicht von den Massen herbeigeführt, sondern er geht von einzelnen aus,“ ist so wenig richtig wie der entgegengesetzte, wonach die Massen alles, die großen Männer nichts bedeuten sollen. Nur ein großes Volk erzeugt große Männer als seine edelsten Organe, Botofuden erzeugen keine; beides kann nicht ohne einander gedacht werden. Bringt ein Kulturvolk keine großen Männer mehr hervor, so beweist es damit seine Altersschwäche. „Auf gewerblichem Gebiete sind es die Erfinder und die Unternehmer, die den Fortschritt schaffen.“ Was die Erfinder anlangt,

so sind das oft arme Arbeiter, deren Erfindungen sich die Unternehmer trotz der Patentgesetzgebung oder durch sie aneignen. Edison hat beteuert, wenn es ihm nicht gelungen wäre, selbst Unternehmer zu werden, so hätte er mit allen seinen Erfindungen verhungern müssen. Und im Sozialpolitischen Zentralblatt Nr. 16 lesen wir: „Die Steigerung der Produktivität betrachtet der Unternehmer als sein Eigentum, wie denn ja auch das Patentgesetz jede technische Verbesserung, die ein Arbeiter im Betrieb einer Fabrik erfindet, bei mangelnder besondrer Abmachung ohne weiteres dem Lohnherrn als industrielles Eigentum zuspricht. Versucht ein Arbeiter, dieses Produkt seines Genies, seiner Erfahrung, seines körperlichen Risikos für sich selbst auszubeuten, so macht er sich einer Unterschlagung schuldig, ein Rechtsverhältnis, das schon tausende von industriellen Fortschritten im Keime erstickt hat.“ Es ist rein zufällig, wenn einmal Reichtum, Unternehmertalent und Erfindergenie in einer Person zusammentreffen. Der Krupp und Borsig giebt es nicht unzählige, sondern sie lassen sich an den Fingern herzählen; unter den heutigen Verhältnissen sind solche Lebensläufe überhaupt nicht mehr möglich.

Die Hauptsache bleibt, daß in jenem Aufsätze die Kernwahrheit: Übervölkerung, nicht bestritten wird, die über kurz oder lang die maßgebenden Kreise zu der Entscheidung: Zweifindersystem oder Expansion zwingen muß. Die Parteien haben auf eine allgemeine Lösung der innern Schwierigkeiten verzichtet, ja sie gehen allen Lösungsversuchen grundsätzlich aus dem Wege und verführen einen betäubenden Lärm um Interessen, wobei jede im Trüben zu fischen gedenkt. Nur zwei Parteien, die Sozialdemokraten und die Antisemiten, steuern auf eine grundsätzliche Lösung zu, die aber in beiden Fällen phantastisch ist. Ob die Regierung über eine grundsätzliche Lösung nachdenkt, wissen wir nicht, denn sie verrät nichts. Wir beteiligen uns weder an der Beutejagd, noch halten wir müßiges Abwarten für erlaubt, noch lassen wir uns auf den phantastischen Plan einer Neuordnung der Gesellschaft ein, sondern halten an der uralten Praxis fest, die sich noch immer bewährt hat, daß die innern Schwierigkeiten eines Volkes, dessen Bedürfnis und Spannkraft über seine Grenzen hinausreichen, nur durch eine Expansion zu überwinden sind, die eine breitere Grundlage schafft, auf der wieder einfache, natürliche, gesunde Verhältnisse hergestellt werden können.

